

»So einen Hals!«

Der dienstälteste Ressortchef der Republik hört auf. Berlins Bildungssenator Jürgen Zöllner über weinende Kultusministerinnen, larmoyante Lehrer und seine Lehren aus den letzten 20 Jahren

Ringelsocken, was sonst? Die bunten Strümpfe sind ein Spleen von Jürgen Zöllner. Wie die Fliege, die er statt Krawatte zum Hemd trägt. Außer Dienst mag er es leger. Schwarzes T-Shirt, schwarze Jeans, so sitzt der 65-Jährige auf der Dachterrasse seiner Wohnung im Prenzlauer Berg. Unten auf der Straße zieht die Touristenkarawane vorbei. Von einem Abenteuerspielplatz nebenan dringt Kindergeschrei nach oben. In einer Ecke stehen leere Rotweinflaschen.

DIE ZEIT: Herr Zöllner, Sie haben gefeiert.

Jürgen Zöllner: Ja, ein paar Freunde waren da. Es wurde etwas später.

ZEIT: Am Samstag vergangener Woche waren Sie zwanzig Jahre im Amt, erst in Rheinland-Pfalz, jetzt in Berlin. Kein Minister in der Bundesrepublik hat es länger auf einem Posten ausgehalten. Wie fühlt man sich als Dinosaurier der Bildungspolitik?

Zöllner: So lebendig, dass nun etwas Neues kommen kann.

ZEIT: Sie hören tatsächlich auf?

Zöllner: Ich werde nach der Wahl im September, wie sie auch ausgeht, nicht als Bildungssenator weitermachen. Ein Politiker sollte selbst bestimmen, wann er aufhört. Jeder wird verstehen, dass ich nach der langen Zeit etwas anderes machen möchte.

ZEIT: Als strahlender Held verlassen Sie die Bühne nicht.

Zöllner: Bildungspolitik produziert keine Helden, in Berlin schon gar nicht. Dennoch bin ich sehr zufrieden mit dem Erreichten. Es ist mehr, als ich erwartet hatte.

ZEIT: Die Lehrer maulen, die Eltern protestieren, die Presse schreibt vom Scheitern: Sehen so Triumphe aus?

Zöllner: Manchmal muss man etwas länger im Geschäft sein, um zu wissen, was ein Erfolg ist. Noch ist es nicht lange her, dass sich die Anhänger der Gesamtschulen und die Verteidiger des streng gegliederten Schulsystems in einem fundamentalistische Glaubenskampf aufgerieben haben. Ich kann mich an Treffen der Kultusministerkonferenz erinnern, in denen Kolleginnen heulend den Raum verlassen haben. Nun haben wir in Berlin – und andere Bundesländer streben den gleichen Weg an – mit der Sekundarschule, die alle Abschlüsse bis zum Abitur anbietet, einen Kompromiss gefunden: relativ schnell und fast konfliktfrei. Das ist ein historisches Ergebnis.

ZEIT: Sie haben Haupt-, Real- und Gesamtschulen vereint, zur Sekundarschule. Diese wird zur zweiten Säule des Schulsystems, neben dem Gymnasium. Ein typischer Zöllner-Kompromiss, sagen Kritiker.

Zöllner: Sei's drum! Es ist nicht Aufgabe des Staates, Eltern und Kinder zwangszubeglücken. Gerade in der Bildung braucht Politik die Akzeptanz der Betroffenen. Das ist meine Lehre aus zwanzig Jahren. Ich stehe zur Eliteförderung in Schule und Hochschule; deshalb bleibt das Gymnasium erhalten. Und ich stehe zu individueller Förderung in der Breite; deshalb geben wir den Sekundarschulen viel Autonomie. Zum Beispiel, um selbst zu entscheiden, ob sie ihre Schüler bis zuletzt gemeinsam unterrichten wollen oder in einigen Fächern Leistungsstärkere und -schwächere trennen. Nur müssen sie

am Ende Rechenschaft über ihre Ergebnisse ablegen.

Das ist eines von Zöllners Lebensthemen, der Wettbewerb. Der Professor für Molekularbiologie ist ein Leistungsmensch und ein Zahlenfreund. Nach jedem Jogging im Park trägt er Laufzeit und Pulsschlag in den Computer ein und macht daraus eine schöne Grafik. Sein Hang zur Empirie hat das deutsche Bildungssystem geprägt. Maßgeblich hat er mit dafür gesorgt, dass Deutschland sich am Pisa-Vergleich beteiligt – auch gegen den Widerstand in der eigenen Partei, der SPD.

ZEIT: Nichts hat das deutsche Schulsystem so verändert wie die internationalen Leistungstests. Da wird verglichen und evaluiert. Treiben wir es inzwischen nicht zu weit mit der Testeritis?

Zöllner: Seit Pisa wissen wir, dass wir nicht so gut sind, wie wir dachten. Das mag bitter sein, auch wenn niemand Schulen wie in Korea oder Singapur möchte. Gleichzeitig hat Pisa der Bildungspolitik eine Bedeutung verliehen, die sie vorher nicht hatte. Das ist wunderbar! Wenn ich sehe, welche Rolle die Qualitätssicherung in Unternehmen oder Krankenhäusern spielt, dann müssen sich auch Lehrer regelmäßig fragen lassen, ob sie alles richtig machen. Deshalb werden die Berliner Schulen in Zukunft die Berichte der Schulinspektion veröffentlichen, ebenso wie den Abiturdurchschnitt.

ZEIT: Aber es gibt doch Schulen, die sich anstrengen können, wie sie wollen, und trotzdem scheitern – an ihrer schwierigen Schülerschaft.

Zöllner: Die Schulvergleiche sprechen eine andere Sprache. Ich kenne doch die Zahlen! Es gibt Schulen, in denen fast alle Kinder einen Migrationshintergrund haben oder aus Hartz-IV-Familien stammen, und dennoch schaffen sie es, den meisten Schülern eine gute Basisbildung zu vermitteln. Während in anderen Schulen mit der gleichen sozialen Zusammensetzung zwei Drittel der Schüler scheitern.

Da sage ich: Der Senator trägt daran keine Schuld.

ZEIT: Die Lehrer aber auch nicht unbedingt ...

Zöllner: Richtig. Aber es könnte zum Beispiel sein, dass wir hier Schulleiter haben, die ihre Kollegien nicht motivieren, die statt Energie und Ideen Hoffungslosigkeit verbreiten.

ZEIT: Haben Sie die Bedeutung des Schulleiters verkannt?

Zöllner: Ja, wie viele. Heute wissen wir, das ist der wichtigste Posten in jeder Schule. Ein Kollegium ist noch schwieriger zu führen als ein Unternehmen oder eine Klinik, weil Lehrer zu Recht sehr autonom sind. Ein Schuldirektor kann eben niemanden entlassen oder auf eine unwichtige Stelle abschieben. Für mich bedeutet das: Wir müssen Schulleiter noch viel gewissenhafter ausbilden, ihnen mehr Zeit für die Führung geben. Da muss noch einiges passieren. In anderen Bereichen dagegen hat sich unheimlich viel zum Positiven gewandelt. Nur nimmt das kaum jemand wahr ...

ZEIT: Helfen Sie uns auf die Sprünge!

Zöllner: Als ich in Mainz anfang, haben wir ernsthaft im Landtag diskutiert, die Grundschule zur lernenden Spielschule umzubauen. Heute ist Leistung nicht mehr verpönt, und es ist klar, dass wir schon in der Kita mit der Bildung beginnen müssen. Ein anderes Beispiel: Vor nicht so langer Zeit war es noch umstritten, dass Kinder zumindest bis zum Mittag in der Schule bleiben. Verlässliche Halbtagschule nennt man das. Heute ist es für jeden Kultusminister ein Erfolg, möglichst viele Ganztagschulen zu errichten. Dass Rheinland-Pfalz als erstes Bundesland ein Ganztagschul-Programm aufgelegt hat und nun in Berlin alle Grund- und Sekundarschulen und einige Gymnasien Ganztagsbetrieb haben, freut mich natürlich besonders.

ZEIT: Reden wir die Institutionen schlecht?

Zöllner: Mittlerweile ja. Unsere Universitäten und Schulen sind sehr viel besser als ihr Ruf.

ZEIT: Tragen auch die Lehrer Schuld an dem schlechten Image?

Zöllner schweigt erst einmal und stopft sich eine Pfeife. Das Gesicht scheint noch zerknitterter als sonst. Während das ungesunde Politikerleben anderen auf die Hüften geht, haben sich die Jahre bei dem hageren Zöllner ins Gesicht eingeschrieben. Sein Haar ist schlohweiß, der notorische Stoppelbart auch, die Haut blass. Nur die wasserblauen Augen stechen hervor. Er richtet sie ins Unbestimmte. Jetzt nichts Falsches sagen ...

Zöllner: Lehrer haben einen anstrengenden Job, ganz sicher. Andere Leute aber auch. Die Arbeitsverdichtung hat in allen Branchen zugenommen. Da ist es für den Berufsstand nicht von Vorteil, dass Lehrer so oft von ihren Problemen sprechen und zu wenig von den schönen Seiten ihres Jobs. Es ist doch toll, sein ganzes Leben mit jungen Menschen zu tun zu haben. Der Freiheitsgrad ist im Vergleich zu anderen Berufen noch immer außergewöhnlich. Ich glaube, es dient auch nicht der eigenen Gesundheit, wenn Lehrer sich gegenseitig immer bestätigen, wie schlecht es ihnen geht.

ZEIT: Was hat die Bildungspolitik falsch gemacht?

Zöllner: Die Schulzeitverkürzung am Gymnasium war ein Fehler. Wir können nicht einerseits wollen, dass mehr junge Menschen Abitur machen, und gleichzeitig die Schuljahre verringern. Das konnte nicht ohne extreme Probleme funktionieren.

ZEIT: Wieso haben es dennoch fast alle gemacht?

Zöllner: Vielleicht weil sie dachten, dass es billiger kommt, was ein Trugschluss ist, die Stunden müssen ja trotzdem gegeben werden. Eine Rolle spielte auch das Ausland, wo zwölf Schuljahre Standard sind. Aber wirklich diskutiert wurde nirgends, sondern – außer in Rheinland-Pfalz – einfach gemacht. Viele Landesregierungen mussten dafür büßen. Sehr bewusst gibt es in Berlin nun die

Sekundarschule mit dem Abitur nach 13 Jahren.

Als Berlins regierender Bürgermeister Klaus Wowereit Zöllner vor fünf Jahren aus Mainz abwarb, wurde dieser als Retter begrüßt. Es hieß: Der erfahrenste und beliebteste Bildungspolitiker kommt. Einer, der die Bedeutung der Bildung nicht nur am Sonntag beschwört und am Montag wieder vergessen hat. Im pädagogischen Notstandsgebiet der Republik schöpfte man Hoffnung. Anfangs haben ihm die hohen Erwartungen geschmeichelt. Zöllner ist eitel. Doch der »Supersenator« musste schnell den Unterschied zu Mainz lernen.

ZEIT: Haben Sie Berlin unterschätzt?

Zöllner: Ich habe unterschätzt, wie anstrengend es wird und wie schwer es in Berlin ist, geeignetes Spitzenpersonal zu gewinnen. Das ist für die Politik der Stadt ein großes Problem. Ein Staatssekretär verdient hier eben nicht viel mehr als ein Abteilungsleiter in einem großen Bundesland. Zeitweise fühlte ich mich recht einsam. Zudem musste ich mich an die Ruppigkeit gewöhnen. Mein Politikstil beruhte auf Konsens und Ausgleich. In dieser Stadt pflegt man dagegen die harte Kontroverse. Da wird manches Thema – zurückhaltend formuliert – öffentlich sehr zugespitzt diskutiert.

ZEIT: Wie Ihre Los-Idee fürs Gymnasium.

Zöllner: Erinnern Sie mich nicht daran! Sogar die Tagesschau hat darüber berichtet. Die Republik bekam den Eindruck, in Berlin werde bald das Abitur verlost. Viele dachten, jetzt ist der Zöllner meschugge geworden. Dabei ging es nur darum, an besonders nachgefragten Gymnasien einen Teil der Plätze so zu verlosen, dass jeder befähigte Schüler der Stadt eine Chance hat, sie zu besuchen. Das gab es in anderen Bundesländern schon immer. Doch das war egal: Die Debatte war nicht mehr steuerbar.

ZEIT: Ein PR-Gau also ...

Zöllner: Das Charmante daran: Ein Jahr später kritisierten Schulen wie Eltern, dass der Anteil der Los-Plätze zu gering sei.

Darüber brachte die Tagesschau leider nichts.

ZEIT: Die Berichterstattung ärgert Sie?

Zöllner: Wenn Bildung mir wichtig ist, kann ich mich nicht beschweren, dass ständig darüber geschrieben wird. Und natürlich ist ein Schulleiter, der über den Senator schimpft, weil ihm Lehrer fehlen, eher eine Nachricht als eine Großreform wie die Sekundarschulen, die ganz anständig läuft. Aber angesichts der anekdotischen Evidenz mancher Berichterstattung bekomme ich manchmal schon so einen Hals! Zumindest in ihren Kommentaren sollten Journalisten die Dinge ab und zu wieder ins Gleichgewicht bringen. Oder einmal zugeben, dass manche Aufregung völlig grundlos war. Immer nur vom Chaos zu schreiben, von schlechten Schulen und maroden Hochschulen, erschüttert das Vertrauen.

Die Bildung ist eines der letzten Politikfelder, auf denen die Bundesländer das Sagen haben. Eifersüchtig klammern sich die Landespolitiker daran. Auch Zöllner ist ein erklärter Zentralismus-Gegner. Universitäten und Schulen wären nicht besser, wenn sie vom Bund gesteuert würden, lautet sein Credo. Ob bei der Exzellenzinitiative oder dem Hochschulpakt für mehr Studienplätze: Stets hat Zöllner die Länderposition verteidigt. Sein Talent zum Strippenziehen hinter den Kulissen kam ihm dabei zugute.

ZEIT: Haben Sie einmal ans Aufgeben gedacht?

Zöllner: Ja, als es um die Finanzierung der Charité ging. Hätte es nicht einen guten Freund gegeben, ich wäre heute nicht mehr im Amt.

ZEIT: Nun soll der Bund die Charité retten. Auch Sie unterstützen diese Idee – ich dachte, Sie seien ein Föderalist!

Zöllner: Bin ich auch. Aber ich war ebenso immer der Ansicht, dass selbst unsere besten Hochschulen nur dann eine Chance haben, mit den Spitzenuniversitäten der Welt mithalten, wenn Bund und Länder sie gemeinsam finanzieren. Die Charité ist

ein hervorragender Kandidat dafür – und muss nicht alleine bleiben.

ZEIT: Ein Wort des Föderalisten zur Kultusministerkonferenz ...

Zöllner: Die hat über die Jahre ihre Sache im Großen und Ganzen gut gemacht. Nur bei der Reform der Lehrerausbildung hat sie völlig versagt. Und im Moment ist sie keine gestalterische Kraft mehr.

ZEIT: Wenn Sie zurückblicken: Was haben Sie nicht erreicht, was grämt Sie?

Zöllner: Dass wir der Lehre an unseren Hochschulen bis heute keine angemessene Bedeutung einräumen. In die Forschung haben wir viel Geld investiert, auch in Berlin. Die Exzellenzinitiative war hier äußerst segensreich. Die Ausbildung der Studenten hingegen wird noch immer zweitrangig behandelt. Immer wieder habe ich als Minister oder Senator den Antrag bekommen, einen Professor von seinen Lehrverpflichtungen zu entbinden, damit er intensiver forschen konnte. Auf das umgekehrte Gesuch habe ich zwanzig Jahre vergeblich gewartet.

Das Gespräch führte Martin Spiewak

Jürgen Zöllner

Der Biologe, Jahrgang 1945, ist seit 1972 überzeugter Sozialdemokrat. Bis heute lehnt er Studiengebühren entschieden ab. Dennoch hat er sich gerade mit konservativen Bildungspolitikern immer besonders gut verstanden, etwa mit dem Bayern Hans Zehetmair (CSU) oder der Christdemokratin Annette Schavan. Vielleicht liegt das an seiner Verlässlichkeit, ganz sicher an seinem Pragmatismus und seiner Sachkenntnis. Rudolf Scharping holte den damaligen Präsidenten der Universität Mainz 1991 in sein erstes Kabinett. Hier blieb er bis 2006 – zuletzt als stellvertretender Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz. Dann wechselte Zöllner überraschend als »Supersenator« für KITAS, Schulen und Hochschulen nach Berlin. Er baute die

Schulstruktur um und koppelte die Vergabe der Mittel an die Universitäten an deren Ausbildungs- und Forschungsleistung. Dass es die Freie Universität Berlin zum Elitestatus brachte, wird auch seinem Engagement zugeschrieben. Was der Arbeitsjunkie nach seinem Ausscheiden aus der Politik machen will, verrät er nicht. Nur so viel: »Meine Leidenschaft bleibt die Wissenschaft.«

Von Martin Spiewak

DIE ZEIT Nr. 22 vom 26. Mai 2011